

Mit der Kamera gegen den Koller

von Walter Brunner

Der 63-jährige Journalist Walter Brunner hat den Spitalgarten entdeckt. Nicht ganz freiwillig: Er war als Patient ins Unispital gekommen. Die wenigen freien Stunden verbrachte er mit dem Fotoapparat im Spitalgarten – und fand dort ein heilsames Paradies.

Vom Krebs spürte ich nicht viel. Ein Multiples Myelom (Knochenmarkkrebs) kann sich verstecken und jahrelang unbemerkt bleiben. Umso mehr spürte ich die Therapie im Universitätsspital: Isolierstation, Hochdosis-Chemotherapie und Transplantation von Knochenmark-Stammzellen. Starke Schmerzen. Plötzlich konnte ich meinem Körper nicht mehr vertrauen und weder essen noch trinken. Das war zwar schlimm, aber zeitlich begrenzt. Ich wusste im Voraus, dass das Leiden nach etwa elf Tagen zurückgehen sollte. Ich musste also nur hurtig unten durch. Das war für mich der stärkste Trost: Es dauert nicht lang.

Auf der Isolierstation war ich quasi angekettet. Schläuche führten in meinen Körper und versorgten mich mit Speis und Trank und Morphium. Jeden Morgen wurde ich etwa eine Stunde lang abgestöpselt. In dieser Zeit konnte ich mich frei bewegen, duschen und mit der Kamera in den Spitalgarten gehen. Endlich durfte ich den Mundschutz abnehmen und unfiltrierte Luft atmen. Endlich Ruhe vor dem nervtötenden, piepsenden, surrenden Möbel, das die Medikamente dosiert.

Zwangsläufig langsam gehe ich durch den Garten, atme, schlurfe, dehne meine Glieder, schlurfe weiter. Ich werde innerlich ruhig und schaue. Ich sehe Menschen ohne weisse Kittel, wie schön! Patienten sind auch da. Einigen geht es offensichtlich schlechter als mir; das mahnt mich zur Bescheidenheit. Ich sehe ein paar Eidechsen, die in der Steinmauer aus den Ritzen gucken, einen Schmetterling, einen jungen Spatz, der im Bächlein badet. Ich bewundere die Schönheit einer Seerose und staune über

einen selbstbewusst wirkenden Raben, eine fleissige Amsel oder die zutrauliche, fast schon freche Ente.

Die Kamera hilft mir, mich zu fokussieren. Mein Patientendasein, das Spital und die Welt um mich herum versinken. Stille und Kontemplation liegen mir nicht, doch mit der Kamera in der Hand geht es wie von selbst. Vielleicht heisst es deshalb Autofokus. Es braucht Ruhe und Geduld, um eine Eidechse sehen zu können. Ich warte in der Junihitze vor der Mauer, eingemummelt wie im Herbst, weil ich nach der Chemo nicht an die Sonne darf. Nach ein paar Minuten traut sich die Echse heraus und erlaubt mir ein paar Fotos. Tiere fotografieren ist wie eine stillschweigende Vereinbarung: Lass mich in Ruhe, dann darfst du mich betrachten. Besonders deutlich ist das beim badenden Spatz. Er checkt immer wieder, ob ich Distanz halte, dann badet er weiter. Denn wenn es ihm nicht passt, ist er schneller weg als der Verschluss klickt.

Es tut mir gut, mich zu bewegen und aus dem isolierten Zimmer herauszukommen. Die Schönheit der Schöpfung und die Begegnungen mit den Tieren im Spitalgarten bewegen mich tief. Durch mein Angeschlagensein bin ich innerlich weicher als sonst und bin näher am Wasser gebaut. Einmal gehe ich in den Spitalgarten, während der Rasen gemäht wird. Tief atme ich den Geruch von frischem Gras ein, und vor Freude schiessen mir Tränen in die Augen.

Fotografieren hat mir damals sehr geholfen und die Bilder sind schöne Erinnerungen. Geholfen hat mir auch, dass ich ein Protokoll oder Tagebuch führte. Das war eine Aufgabe, die ich zu erfüllen hatte, und auch das war ein wirksames Mittel gegen das Gefühl des Ausgeliefertseins. Hilfreich war für mich ebenso der Glaube an Gott. Das ist eine starke Ressource, wie man heute sagt. Schliesslich halfen mir auch die Besuche, die ich empfangen durfte, und die Pflege im Unispital. Die gute Pflege hat mir immerhin geholfen, nach dem Gartenrundgang einigermaßen gelassen wieder zurück in die Isolation zu schleichen.

Was ich mir vor dem Spitaleintritt vorgenommen hatte, erwies sich als nicht sehr hilfreich. Ich hatte einige Bücher mitgebracht und Filme auf den Laptop geladen, um sie in allfälligen endlosen Stunden und schlaflosen Nächten schauen zu können. Doch Gott sei Dank schlief ich meistens gut. Bücher und Filme fand ich so anstrengend, dass ich es bleiben lassen musste. Zudem ist das Leben als Patient eine Art Vollzeitjob, manchmal sogar nachts. Im Spitalbett ist freie Zeit knapp. Die Zeit im Spital war auch eine innere Auseinandersetzung. Wer bin ich, wenn ich nicht mehr funktioniere? Ich muss mein Leben neu ausrichten.



Krise, Pflege, Besuche

Abschnitte aus dem Patientenalltag

www.gazzetta-online.ch

Walter Brunner beschreibt

Der Spitalgarten lebt



Ein kleines grosses Geschenk: Der Spatz wartet, bis das Bild fertig ist.